

XIX. Deutschland

Mit der jungen Generation trat Heine, so energisch er ihre Poesie ablehnte, in innige persönliche Beziehungen. Gerade denen, die am lautesten der Tendenz gehuldigt und für die Freiheit gesungen hatten, wurde der Boden in Deutschland bald zu heiß. Einer nach dem andern siedelte für kürzere oder längere Zeit nach dem sichern Paris über. Dingelstedt machte den Anfang und trotz der verschiedenen Spottlieder über den „kosmopolitischen Nachwächter“ kam er mit Heine in freundschaftlichen Verkehr. Herwegh folgte bald nach, und wenn er auch durch seine aufgeblähte Poeteneitelkeit unsern Dichter zurückstieß, so konnten beide doch an derselben Zeitschrift mitarbeiten. Auch der grimme Ruge erschien am Seinstrand, der Jünger Hegels, der aus der Lehre des Meisters die radikalsten Folgerungen zog. Heine verzieh leicht. Mit Humor zeigte er dem Neuanfömmeling, daß er dessen Totschlagekritik glänzend überlebt habe, und ließ es sich angelegen sein, den offenbar gleichgesinnten Freund in die edelsten Geheimnisse der Pariser Küche einzuweißen. Auch mit Karl Marx, dem nachmaligen Verfasser des „Kapitals“ und dessen gebildeter Frau verkehrte Heine viel in jenen Jahren. Der künftige Schöpfer der internationalen Sozialdemokratie stand damals dem Kommunismus noch fern, er zählte sich noch zu den Liberalen, freilich wie Ruge zu ihrem extremsten Flügel, der die nationale Schwenkung der Mehrheit nicht mitmachte. Durch ihre kosmopolitische, nicht durch ihre republikanische Gesinnung besaßen sie Föhlung zu Heine. Auch mit dem zweiten Begründer der deutschen Sozialdemokratie, mit Ferdinand Lassalle, verbanden ihn enge Beziehungen. Er kam allerdings erst einige Jahre später nach Paris, als Marx die Stadt schon verlassen hatte, und auch er trug sich damals noch nicht mit kommunistischen Ideen. Der Dichter bewunderte diesen „ausgeprägten Sohn der neuen Zeit, der nichts von Entfagung und Bescheidenheit wissen“ wollte, aufs höchste, er bewunderte die Gelehrsamkeit, das Wissen,

den Scharfsinn, die Energie und die Geschicklichkeit des jungen Freundes, er bewunderte aber beinahe noch mehr seine Respektlosigkeit und seine Frechheit. Mit größter Sorge, wie er ihm selber und seinem Vater in Breslau schrieb, dachte er an die Zukunft des frühreifen Jünglings, der mit dem grenzenlosesten Ehrgeiz eine ausschweifende Genußsucht verband, der die größten Fähigkeiten besaß, aber noch größere in seiner maßlosen Eitelkeit vorspiegelte. Heine erkannte auch diese Seite seines Charakters und bezeichnete ihn oft trotz seiner Bewunderung als einen Komödianten, der einst das Opfer einer „Cabotine“ (Schmierenschauspielerin) werden würde. Auch darin hat er recht gehabt, denn etwas Besseres war Helene v. Dönniges nicht, durch die Vassalle den Tod fand, wenn sie auch die Bretter erst lange nach dem Tode dieses begabten Theaterhelden betrat.

Durch den Umgang mit diesen Männern glitt Heine in eine radikalere Richtung, die den Anschauungen der „Lutetia“ und des „Alta Troll“, wenn man das Epos politisch auffassen darf, in keiner Weise entsprach. Hatte er in seinen Berichten für die „Allgemeine Zeitung“ die konstitutionelle Monarchie verteidigt und sogar das parlamentarische System verworfen, so machte er gleichzeitig gemeinsame Sache mit den schärfsten Republikanern und wurde Mitarbeiter an ihrer Zeitschrift. Durch diesen Widerspruch schuf er sich Feinde in beiden Lagern und wurde von keiner Seite ernst genommen. Er erschien unzuverlässig, ja man zieh ihn des Verrates und schob ihm unlautere Beweggründe unter. Die Zeitgenossen begriffen nicht und konnten auch nicht begreifen, daß diese Zweideutigkeit durch Heines historische Stellung bedingt war, daß er ein Romantiker war, der sich in die Gegenwart verirrt hatte, ein Sproß der Vergangenheit, der sich in dem Realismus des Tages nicht zurechtfinden konnte. Heines Stellung an der Wende zweier Zeiten erklärt sein Schwanken, er war in die Widersprüche des Jahrhunderts verstrickt und wie viele andere nicht stark genug, seinen eignen graden Weg zu finden. Wenn er damals Friedrich Wilhelm IV. verspottete, weil er sich zugleich für Sophokles und die Krute begeisterte und heute vorwärts, morgen rückwärts ging, so konnte

der gekrönte Romantiker dem ungekrönten den Vorwurf zurückgeben, denn auch er rief heute nach den Bajonetten des Marschall Soult, um den Thron zu stützen, und am nächsten Tage hegte er durch verschärfte Bérangersche Spottlieder die Völker gegen die Monarchie. Auch der Dichter konnte mit gewissen Variationen wie der König von sich sagen:

Ich ward ein Zwitter, ein Mittelbing,
das weder Fleisch noch Fisch ist,
das von den Extremen unserer Zeit
ein närrisches Gemisch ist.

Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut,
nicht dumm und nicht geschente,
und wenn ich gestern vorwärts ging,
so geh' ich rückwärts heute;

ein aufgeklärter Obskurant,
und weder Hengst noch Stute,
ja, ich begeistre mich zugleich
für Sophokles und die Knute.

(II, 195.)

Der Dichter wie der König waren unfrei, sie waren das, was die widerspruchsvolle Zeit aus ihnen machte.

Durch den Zuzug der Marx, Ruge, Herwegh, denen eine zahlreiche Gefolgschaft nachlief, wurde Paris in den vierziger Jahren mehr als je der Mittelpunkt der deutschen Republikaner. Sie waren nicht mehr so harmlos wie zu Börnes Zeiten, es waren nicht mehr nur weltfremde Träumer und edle Idealisten, sondern auch Männer der Tat, die vor der Gewalt nicht zurückschreckten. Wie man in Deutschland selbst praktischer wurde, so auch in dieser versprengten Flüchtlingskolonie. Sie unterhielt durch Briefe und Broschüren eine wirksame Agitation in der Heimat, während die deutschen Zeitungen, die in Paris erschienen, selten und nur in vereinzelt Exemplaren den Weg über den Rhein fanden. Heine war sowohl Mitarbeiter an den „Deutsch-französischen Jahrbüchern“, die von Marx und Ruge herausgegeben wurden, wie an dem „Vorwärts“, dem Wochenblatt Heinrich Börnsteins. Die „Jahrbücher“ verschwanden bald wieder von der Bildfläche, da die beiden Redakteure

sich nicht vertragen und sich bald mehr befehdeten als die gemeinsamen Gegner. Um so mehr lag dem Dichter daran, den bis dahin unbedeutenden „Vorwärts“ auf eine gewisse Höhe zu bringen. Er redete Ruge zu, die Leitung zu übernehmen, doch dieser lehnte ab; er selber verspürte auch wenig Neigung, sich als Redakteur zu betätigen, obgleich ein Geldgeber für diesen Fall bereit war, das Blatt mit 40000 Franken, die es dringend benötigte, zu unterstützen. Man berief deshalb einen gewissen Bernays aus Mannheim in die Redaktion, einen der wenigen, die damals schon ausgesprochen sozialistischen Anschauungen huldigten. Das Blatt nahm unter ihm einen sehr wüsten Ton an, vor allem erging er sich in so gehässigen Ausfällen auf verschiedene deutsche Bundesfürsten, daß sie selbst unter der französischen Pressfreiheit nicht geduldet werden konnten. Guizot befahl dem Staatsanwalt einzuschreiten, um den unvermeidlichen Beschwerden der deutschen Regierungen zuvorzukommen. Die preussische war aber schon unterwegs und forderte in energischem Ton die Unterdrückung der revolutionären Propaganda, die durch ihre Druckerzeugnisse den Umsturz in Deutschland vorbereitete. Bernays wurde zu einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt, die übrigen Mitarbeiter des „Vorwärts“ wurden ausgewiesen. Marx ging nach London, Ruge kehrte nach Dresden zurück, andere suchten ihr Heil in Amerika. Heine durfte in Paris bleiben, man nahm an, daß er längst das französische Bürgerrecht erworben habe, ebenso Herwegh, der als Schweizer von seinem Gesandten geschützt wurde. Der „Vorwärts“ selbst stellte sein Erscheinen ein.

Heine hat in den beiden Pariser Zeitschriften einen großen Teil seiner politisch-satirischen Gedichte, die sog. „Zeitgedichte“ (I, 301), veröffentlicht, besonders die „Lobgesänge auf König Ludwig“ von Bayern, den er dereinst als den freien Herrscher eines freien Volkes gerühmt hatte, und die Verse auf Friedrich Wilhelm IV., der mit mehr Berechtigung als sein wohlmeinender süddeutscher Kollege als Schnapsliebender „Kaiser von China“ oder als Champagnerfreudiger „Neuer Alexander“ verspottet wurde. Durch diese Angriffe wurde die „Tribunatsreputation“ des Dichters, wie er an Gustav

Kolb schrieb, zu seiner eignen Überraschung plötzlich „renoviert“. Viele von diesen „Zeitgedichten“ wurden schon 1844 in den „Neuen Gedichten“ zusammengestellt, andere später in die „Vermischten Schriften“ aufgenommen, manche wurden in deutschen Zeitschriften gedruckt und nicht wenige behielt der Verfasser zurück, so daß sie erst aus seinem Nachlaß publiziert wurden. Die Elster'sche Heineausgabe gibt auf diese Fragen genau Auskunft, für uns kommen diese Einzelheiten nicht in Betracht, sondern es ist nur von Wichtigkeit, daß die politische Lyrik des Dichters etwa gleichzeitig mit dem „Atta Troll“ beginnt.

Das kleine Epos hatte ihm gezeigt, daß er in seiner Poesie eine schärfere satirische Waffe besaß als in seiner Prosa, und es lockte ihn, dieses spitzige Florett mit der tödlichen Treffsicherheit zu handhaben, die seiner Satire eigen war; sei es um einen verhassten Gegner zu erlegen, sei es zu spotten um des Spottes willen. Heine besaß in seinem Witz eine furchtbare Waffe, wie kein moderner Dichter außer Voltaire und Molière. Aber wenn seine Freunde dem Verfasser des „Tartuffe“ nachrühmten, daß er seinen Spott nie mißbraucht habe, so wird der deutsche Dichter auf dieses Lob verzichten müssen. Er hat seine geistige Überlegenheit in rücksichtslosester Weise ausgenutzt, nicht um einer Sache zu dienen, sondern um seine Laune an Personen auszulassen, die ihm gerade aus irgendeinem Grunde lächerlich erschienen. Was in seinen Gesichtskreis kommt, wird verhöhnt, die Tendenzdichter wie Dingelstedt und Herwegh, die Könige Ludwig I. und Friedrich Wilhelm IV., der Theologe Paulus und der Philosoph Schelling, die Komponisten Meyerbeer und Richard Wagner, die Juden wie die Christen, die Liberalen und Republikaner wie die Reaktionäre, die Freiheitsmänner und Flottenschwärmer wie die Servilen. Ob die Leute dichten oder philosophieren, ob sie für ihre Freiheit kämpfen oder sich unterwerfen, ob sie musizieren oder Schiffe bauen, alles erscheint Heine gleich lächerlich. Es gibt nichts, was er schont, nichts, was er achtet oder ernst nimmt. Sein Gemüt ist wie ein Hohlspiegel, der, mag er wollen oder nicht, jede Erscheinung verzerrt wiedergibt. Die Verzerrungen sind außerordentlich witzig, man lacht

noch heute über sie, selbst in den Zeitgedichten bleibt Heine ein großer Künstler und versteht es durch seine Kunst, die Gegenstände seines Spottes aus dem Rahmen der Zeitlichkeit herauszuheben. Aber dieses Lachen ist bitter. Man fragt sich, was soll diese Flut von Hohn? Was will der Verfasser eigentlich? Kommt diese schwarze Galle aus einer totwunden Seele wie die Leopardis, die das eigne Weh in ein grelles Gelächter austönen läßt? Durchaus nicht. Heine amüsiert sich dabei vortrefflich. Will er sich an Feinden rächen, die ihn tödlich gekränkt haben? Auch das nicht. Er kennt die meisten seiner Opfer überhaupt nicht. Will er seine Sache zum Siege führen? Er hat ja keine, er hält sich nur an Personen. Will er diese Menschen oder überhaupt die Menschheit bessern? Er denkt nicht daran. Er würde zum Gegenstand seines eignen Spottes werden, wenn er so hinterbrannte Träume hegte.

Heines Satire ist Selbstzweck. Wie er früher für die Autonomie der Kunst eintrat, so jetzt für die des Witzes, für die Autonomie der Negation. Der Dichter ist beseelet von der Sucht zu negieren, er negiert nicht etwa nur das Große, sondern einfach alles, was ihm unter die Augen kommt. Er begeistert, beschimpft und zerreißt alles, ganz gleichgültig ob er es liebt oder haßt, ob er ihm freundlich oder feindlich gegenübersteht. Auch in „Atta Troll“ verschwendete er Hohn, Spott, Witz und Satire mit vollen Händen, aber hinter diesen negativen Kräften stand ein Gegenwert, sie waren berufen, die „unveräußerlichen Rechte des Genius“, die Kunst selber zu schützen. Darum erhob sich der Dichter des kleinen Epos zur Höhe des befreienden Humors, weil eine positive Kraft seine Feder beflügelte. Den „Zeitgedichten“ fehlt jeder positive Gegenwert, sie sind der Ausdruck einer innern Leere, die an nichts Freude hat, der Blasiertheit, die an nichts glaubt, der seelischen Stumpfheit, die keiner Teilnahme mehr fähig ist, kurz des geistigen Nihilismus.

Man darf nicht von Zerstörungswut reden. Heine ist kein Dämon der Vernichtung, dazu gehört Leidenschaft, Größe, Wut, Erbitterung, Eigenschaften, die diesem müden Mann völlig fehlen. Er will keinen Zusammenbruch, denn dabei geht es nicht ohne Lärm ab, und dieser

Dichter hat sehr feine Nerven, fast so feine wie sein romantischer Kollege Genz, den schon der Knall einer zugeschlagenen Tür entsetzte. Heine will Ruhe, Ruhe um jeden Preis. Es ist der Standpunkt der „Lutetia“, wo er auch für die Erhaltung des Bestehenden eintrat, so wenig es ihm auch gefallen mochte. So lehnt er auch in den „Zeitgedichten“ alles ab, was auf eine Veränderung des bestehenden Zustandes, eine Bewegung im Gegensatz zu der ersehnten Ruhe hinzielt. Sie mag von rechts oder links kommen, ein Fortschritt oder Rückschritt sein, sie wird mitleidlos verworfen. Heine begreift nicht mehr, daß es Menschen gibt, die etwas tun, die sich für eine Idee begeistern und die Hoffnung hegen, etwas Positives zu schaffen. Es erscheint ihm unaussprechlich komisch. Goethe sagt einmal zu Eckermann, daß der Handelnde immer beschränkt sei; es fällt nicht schwer zu zeigen, daß er mehr als das, daß er ein Narr ist. Und Heine zeigt es. Wenn Leopardi ausruft: Die Welt ist Kot, so antwortet er: Die Welt ist Dummheit. Der Romantiker tritt der Wirklichkeit entweder als pathetischer Ankläger oder zersetzender Satiriker gegenüber. Der Unterschied ist weniger groß, als es scheint, denn beides geht auf dasselbe romantische Grundgefühl zurück. Weder der eine noch der andre kann die objektive Welt ernst nehmen, ernst nimmt er nur sich selber. Heine ist sich immer Selbstzweck gewesen trotz aller Ideen, für die er sich begeisterte. Aber damals, als er jung war, hatte er Freude an sich selbst, jetzt ist der Kelch der Jugend geleert, was soll er da noch, er, der nichts besitzt als sein altes müde gewordenes Ich und seine Kunst oder Kunstfertigkeit? Ihm bleibt nur das eine, die eigene Wichtigkeit an allen auszulassen, die sich einreden, nicht gleich nichtig zu sein. Diese Stimmung ist nicht etwa durch die Krankheit des Dichters erzeugt, sie bestand schon Jahre vor ihrem Ausbruch, im Gegenteil, durch die Krankheit wird wieder etwas Positives in sein Leben getragen. Denn Leiden ist Bejahung des Lebens, und dies entsetzliche Leiden, das er erduldet, höchste Lebensbejahung.

Unter den „Zeitgedichten“ befinden sich einige, die sich direkt an Deutschland wenden. Das eine wurde im Sommer 1840 geschrieben:

Deutschland ist noch ein kleines Kind,
 doch die Sonne ist seine Amme,
 sie säugt es nicht mit stiller Milch,
 sie säugt es mit wilder Flamme,

das andre, „Nachtgedanken“, drei Jahre später:

Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
 dann bin ich um den Schlaf gebracht,
 ich kann nicht mehr die Augen schließen,
 und meine heißen Tränen fließen.

Auch diese Gedichte sind wie die ähnlichen Klänge der „Verschiedenen“ nicht patriotisch, sondern nur ein Ausdruck der Sehnsucht nach des Dichters verlorener Jugend, die sich in seiner Vorstellung mit Deutschland, dem Schauplatz dieser Jugend, identifizierte. An das gegenwärtige Deutschland hat er dabei überhaupt nicht gedacht. Es ist verfehlt, keine jede nationale Empfindung abzusprechen. Er hat sich vielleicht nicht immer als Deutscher, aber immer als deutscher Dichter gefühlt, aber sein Deutschland, zum mindesten das Deutschland dieser Gedichte, hat mit dem wirklichen Lande, das damals in schwierigen Kämpfen seine Einheit und Freiheit zu erringen versuchte, nichts zu tun. Es ist die Heimat seiner Kindheit, allenfalls der Wohnsitz seiner alternden Mutter, im übrigen aber nur eine Idee, eine Idee mit einer Vergangenheit und einer Zukunft. Denn dieses Deutschland war der Hort der Romantik, und es wird etwas noch viel Schöneres werden. Es wird sich in sagenhaft ferner Zeit wie ein Siegfried erheben, den Drachen töten und die Reichskleinodien erobern. Aber zwischen dem Einft der Vergangenheit und dem der Zukunft besitzt die Idee keine Gegenwart, im Gegenteil, sie ist gegenwartfeindlich. Sie unterbindet jedes praktische Handeln, indem sie mit dem Gewesenen tröstet und auf das Kommende vertröstet. Die Idee dieses Deutschland fließt aus der damaligen Auffassung Heines, die jedem praktischen Wollen und Tun abgeneigt war.

In den „Zeitgedichten“ steht das ergreifende Weberlied, das durch die Hungerrevolte dieser jammervollen Industriearbeiter im Jahre 1847 hervorgerufen wurde:

Im düstern Auge keine Träne,
 Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
 „Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
 wir weben hinein den dreifachen Fluch —
 wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem Gotte, zu dem wir gebeten
 in Winterskälte und Hungersnöten;
 wir haben vergebens gehofft und geharrt,
 er hat uns geäfft und gesoppt und genarrt —
 wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
 den unser Elend nicht konnte erweichen,
 der den letzten Groschen von uns erpreßt,
 und uns wie Hunde erschieszen läßt —
 wir weben, wir weben!

„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
 wo nur gedeihen Schmach und Schande,
 wo jede Blume früh geknickt,
 wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt —
 wir weben, wir weben!

„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht,
 wir weben eifrig Tag und Nacht —
 Altdeutschland, wir weben dein Leichentuch,
 wir weben hinein den dreifachen Fluch,
 wir weben, und weben!“

(II, 177.)

In den fünf Strophen liegt mehr Poesie als in dem langen Drama Gerhardt Hauptmanns, ja mehr als in der gesamten Arme-Beute-Dichtung der letzten dreißig Jahre. Mehr soziales Mitgefühl mögen unsre Modernen besitzen, Heine war der größere Dichter. Er schrieb das Gedicht in Paris, nicht in Berlin oder Breslau, und an Ort Stelle im Anblick der hungernden Weber hätte er es sicher nicht geschrieben. Er wollte damit nicht zur Revolution aufreizen. Die Not der Weber war ihm kein politisches, sondern ein poetisches Motiv, und gerade dadurch konnte er es so meisterhaft in der Stimmung aufgehen lassen. Jedes einzelne dieser satirischen Zeitgedichte mag revolutionär wirken, dadurch erklärt sich, daß sie verboten wurden, ja daß der Dichter sie überhaupt nicht drucken durfte

und daß eines sogar noch heute in den Ausgaben fehlt; die Gesamtheit der Gedichte hat für den, der sich den Seelenzustand des Verfassers vergegenwärtigt, die entgegengesetzte Bedeutung. Aus ihnen spricht kein Mann, der zum Umsturz, ja überhaupt zu Taten aufreizt, sondern ein Künstler, dem die Ruhe das Höchste ist und dem alles praktische Handeln zwecklos erscheint.

Die „Zeitgedichte“ erregten großes Aufsehen. Allem, was Heine in Versen schrieb, blieb die Gunst des deutschen Publikums immer treu. Die „Neuen Gedichte“ wurden sehr stark begehrt und die verschiedenen Auflagen des „Buches der Lieder“, die sich jetzt in immer kürzeren Abständen folgten, bewiesen, daß er als Dichter mehr denn je geschätzt wurde.

Heine lebte jetzt im dreizehnten Jahre in der Fremde, ohne daß er einen seiner nächsten Angehörigen gesehen hatte. Bei seinem starken Familiengefühl war das ein großes Opfer. Es drängte ihn, die alte zweiundsiebzigjährige Mutter, deren Tage nach menschlicher Voraussicht bald abgeschlossen waren, wiederzusehen.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
zwölf lange Jahre sind verflossen,
seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Nach Deutschland lechzt' ich nicht so sehr,
wenn nicht die Mutter dorten wär';
das Vaterland wird nie verderben,
jedoch die alte Frau kann sterben.

Aber er hatte es immer abgelehnt, nach Deutschland zu kommen, und noch im Frühjahr 1843 schrieb er an seinen Bruder Max, daß er „nie und nimmer“ in die Heimat zurückkehren werde. Vermutlich hätte er seine Sehnsucht nach Mutter und Schwester noch weiter unterdrückt, wenn nicht seine damals sehr ernste Krankheit ihn gemahnt hätte, an seine und seiner Frau Zukunft zu denken. Dazu war eine Aussprache mit Campe notwendig. So entschloß er sich im Herbst 1843 zur Reise nach Hamburg. Da der preussische Gesandte ihm das Visum zu der Fahrt über Aachen—Köln nicht

erteilte, reiste er über Brüssel, Amsterdam und von dort zu Schiff nach Bremen und Hamburg, ohne preußisches Gebiet zu berühren. Am 30. Oktober traf er bei den Seinen ein. Die Freude des Wiedersehens war groß, die Mutter „glücklich“, die „Schwester außer sich vor Entzücken“ und selbst der Löwe der Familie, der reiche Onkel, fand an dem berühmten Neffen „alle erdenklichen guten Eigenschaften“. Heine wußte sich sehr beliebt zu machen, obgleich es ihm mitunter eine „saure Arbeit“ war, den „uninteressanten Hamburgern“ zu gefallen. Für Schwester und Nichte ließ er Hüte aus Paris kommen, an Salomons Kasse stellte er nicht die geringsten Ansprüche, und Theresie, die einst geliebte, war, wie Elster annimmt, nicht abgeneigt, die vor fünfzehn Jahren gelösten Beziehungen zu dem scharmanten Vetter zu erneuern. Sie war jetzt mit dem Präsidenten des Handelsgerichts Halle verheiratet, der in seinem unruhigen Ehrgeiz den häuslichen Ansprüchen der vermögenden, kinderlosen Frau nicht genügte. Auch seine erste Liebe Amalie sah der Dichter wieder, sie weilte damals mit ihrer zweiten Tochter zu Besuch in Hamburg.

Die Stadt selbst hatte sich durch den großen Brand vom Jahre 1842 sehr verändert. Heine selbst schrieb damals einen kurzen Artikel (VII, 372) über die Katastrophe, in dem er die Sympathien der Pariser für sein „armes Hamburg“ rühmte und die Größe des Unglücks schilderte. Ganze Straßenzüge im Stadttinnern waren zerstört, viele Stätten verschwunden, die Zeugen seiner Jugend waren, und selbst Julius Campes Geschäftslokal war niedergebrannt. Die Mildtätigkeit der ganzen Welt hatte der Not wirksam gesteuert, so daß bei seiner Ankunft, anderthalb Jahr nach dem Ereignis, schon viel wieder aufgebaut war.

Der Aufenthalt des Dichters sollte nicht mehr als vierzehn Tage dauern. Es war ihm sehr schwer geworden, sich von Mathilde zu trennen, und mit Ungeduld und sorgender Eifersucht gedachte er seiner fernen Frau, die er für die Dauer seiner Abwesenheit in einer Pension untergebracht hatte. Doch die Verhandlungen mit Campe zogen sich in die Länge. So liebenswürdig er seinen besten

Autor empfing, so zäh war er in der Verteidigung seiner Kasse. Erst Ende des Monats kam der Vertrag zustande, durch den der Dichter das unbeschränkte Recht zur Ausbeutung seiner bis dahin erschienenen Werke an Campe für eine Jahresrente von 2400 Franken übertrug, die nach Ablauf des bisherigen Vertrages, also vom Jahre 1848 laufen und bei dem Tode des Empfängers auf dessen Witwe übergehen sollte. Selbst für die damalige Zeit war der Preis, wenn man Heines Popularität in Betracht zieht, lächerlich niedrig. Campe nutzte die Unerfahrenheit seines Schriftstellers und dessen Sorge, für den Fall seines baldigen Todes seiner Witwe eine feste Rente zu hinterlassen, in rücksichtslofester Weise aus. Immerhin, Heine war zufrieden; stolz schrieb er Mathilden, daß er sich „in vier Jahren 200 Franken monatlich mehr verschafft habe und daß auch der Anfang gemacht sei, ihre Einnahmen nach seinem Tode zu fixieren“. „Es ist die Pflicht jedes Mannes,“ fügte er hinzu, „für das Schicksal seiner Frau in seinem Todesfalle zu sorgen . . . Das ist kein Verdienst, sondern eine Pflicht.“

Der Plan eines Besuches bei Barmhagen kam nicht zur Ausführung. Der Dichter wollte sich nicht so weit demütigen, die Erlaubnis der preussischen Regierung einzuholen, nicht einmal durch den befreundeten Alexander v. Humboldt, und ohne diese Erlaubnis erschien ihm eine Reise nach Berlin zu gewagt. Außerdem drängte es ihn nach Hause, zu seiner Frau. So sah er von seinen alten deutschen Freunden keinen außer Detmold auf der Rückreise in Hannover. Er wählte diesmal den Landweg, und er kam auch unbehelligt durch das preussische Gebiet. Im ganzen war der Aufenthalt in Hamburg recht erfreulich gewesen. Gesundheitlich war es ihm dort „vortrefflich“ ergangen, die deutsche Luft regte seine Phantasie an, und „von künftigen Aufenthalten in Deutschland“ versprach er sich „viel poetische Früchte“. Seinen Angehörigen hatte er eine baldige Wiederholung des Besuches zugesagt, in Begleitung von Mathilden, da die Hamburger darauf brannten, die „Pariser Tante“ kennen zu lernen. Schon von Hamburg aus empfahl er ihr, sich mit dem Deutschen vertraut zu machen, ein vergebliches Bemühen, da

die Französin über einige mechanisch eingelernte Redensarten niemals hinauskam. Um Mitte Dezember traf der Dichter wieder in Paris ein.

Die Frucht seiner Reise nach Deutschland war das „Wintermärchen“. Nach seinen Andeutungen darf man annehmen, daß ihm der Gedanke, seinen Besuch in der Heimat poetisch zu behandeln, bereits auf der Rückfahrt gekommen war. Die Ausführung ging rasch vonstatten, und schon im Februar 1844 konnte er seinem Verleger melden, daß das „humoristische Reiseepos“ fertig sei. „Sie werden sehr mit mir zufrieden sein,“ schrieb er Campe, „und das Publikum wird mich in meiner wahren Gestalt sehen. Meine Gedichte, die neuen, sind ein ganz neues Genre, versifizierte Reisebilder, und werden eine höhere Politik atmen als die bekannten Stänkerreime.“ Im April war auch der letzte Gesang mit der Widmung an den König von Preußen verfaßt. Mit noch größerer Selbstgefälligkeit bemerkte Heine damals, daß er zwar nicht prahle, aber sicher sei, daß sein Werk „mehr Furore als die populärste Broschüre“ machen und „dennoch den bleibenden Wert einer klassischen Dichtung“ haben werde. Ein gleichzeitiges Schreiben an Meyerbeer klingt etwas anders. Ihm schrieb der Dichter, daß sein neues großes Gedicht „politisch und schlecht“ sei. „Die Muses mögen es mir verzeihen!“ Mag auch das Lob mit Rücksicht auf den Verleger etwas kräftig aufgetragen sein, so beweist doch schon die Wahl des Shakespeareschen Titels, daß Heine eine sehr hohe Meinung von seinem Werke hegte. Er scheute sich nicht die Erinnerung an den Größten wachzurufen.

Das „Wintermärchen“ (II, 423) sollte ein Seitenstück des „Sommernachtstraumes“ sein. Es besitzt aber keinen von den Vorzügen, die „Atta Troll“ trotz mancher Mängel zu einer großen Dichtung machen, es ist kein Erzeugnis des befreienden Humors, sondern des Witzes. Es ist nur negativ, ohne daß hinter der Negation ein sittlicher Gegenwert stände, und wäre es auch nur eine aus bitteren Lebenserfahrungen gewonnene tief pessimistische Weltanschauung. Der Verfasser amüsiert sich selber am besten bei seinem Spott, besser als der Leser, er fühlt sich glücklich, wenn er alles verneint, woran andre glauben,

alles lächerlich macht, was die Narren ernst nehmen. Das Epos ist ein erweitertes Zeitgedicht, das alle Vorzüge, aber noch mehr alle Schwächen dieser Gattung in vergrößertem Maßstabe aufweist. Nahmen diese Gedichte nur eine einzelne zeitliche Erscheinung aufs Korn, so wird in dem „Wintermärchen“ alles zusammengefaßt. Es ist ein großes Spottgedicht auf das damalige Deutschland.

Der Besuch in der Heimat übte auf Heine eine starke Wirkung aus. Nach seiner Schrift über Börne fühlte er das Bedürfnis, zur Poesie zurückzukehren. Seine politischen Prosaschriften hatten ihm viele Enttäuschungen bereitet, um so mehr zog es ihn zur Dichtung. „Atta Troll“ zeigte ihm, daß er noch die alte Meisterschaft besaß. Die Neigung zu Vers und Reim wuchs, als nach langen Jahren wieder deutsche Laute an sein Ohr schlugen. Aber der Dichter war in der Heimat fremd geworden, er kannte sie nur noch durch die gefärbten Schilderungen der Mary, Ruge und anderer Flüchtlinge. Die paar Wochen in Hamburg reichten nicht aus, um das Bild zu korrigieren. Heine plante nach seiner Rückkehr „Briefe über Deutschland“, die die „veränderten literarischen, politischen und gesellschaftlichen Zustände in der Heimat besprechen“ sollten. Es ist nichts davon geschrieben worden außer einem kurzen Fragment, und die Ursache war wohl, daß Heine die großen Veränderungen im Vaterlande seit 1831 zwar ahnte, aber nicht so klar erkannte, um sie in einer Prosaschrift festzuhalten. Das „Wintermärchen“ zeigt, wie fremd er geworden war. Deutschland war politisch geworden. Die Bestrebungen waren gewiß vielfach noch unklar, noch stark belastet mit pathetischem, literarischem und philosophischem Ballast, aber die schauende Gabe eines Dichters konnte die Richtung der Bewegung erkennen. Heine hat von ihr keine Ahnung. Für ihn ist Deutschland noch immer das Land der Romantik, des frommen Kindergläubens, der Ergebung und der Entsagung. Das kleine Harfenmädchen, das ihm im ersten Kapitel des „Wintermärchens“ an der Grenze begegnet, ist dafür typisch:

Sie sang von Liebe und Liebesgram,
Aufopfrung und Wiederfinden

dort oben in jener besseren Welt,
wo alle Leiden schwinden.

Sie sang vom irdischen Jammertal,
von Freuden, die bald zerronnen,
vom Jenseits, wo die Seele schwebt
verklärt in ew'gen Wonnen.

Sie sang das alte Entfugungslied,
das Giapopeia vom Himmel,
womit man einlullt, wenn es greint,
das Volk, den großen Himmel.

Diesem Deutschland der Weltabkehr und des Verzichtes fühlt sich Heine berufen, das Evangelium des irdischen Genusses zu predigen. Er wärmt seine Saint-Simonistische Weisheit auf, die er selber nicht mehr glaubte, ja die er in Paris schon seit Jahren zu den Akten gelegt hatte. Beim Betreten des deutschen Bodens erwachten die alten Erinnerungen. Mit der Religion Saint-Simons in der Brust hatte der Dichter dereinst den Rhein überschritten. Sie hatte sich als eitel erwiesen. Aber der Heimatsrausch verjüngte den gereiften und lebensmüden Mann, und ganz in der Tonart von einst sang er seine Verse:

Ein neues Lied, ein besseres Lied,
o Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
das Himmelreich errichten.

Wir wollen auf Erden glücklich sein,
und wollen nicht mehr darben;
verschlemmen soll nicht der faule Bauch,
was fleißige Hände erwarben.

Es wächst hienieden Brot genug
für alle Menschenkinder,
auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
und Zuckererbesen nicht minder.

Ja, Zuckererbesen für jedermann,
sobald die Schoten plazen!
Den Himmel überlassen wir
den Engeln und den Späzen.

Mit dieser Weisheit konnte das damalige Deutschland herzlich

wenig anfangen. Dort war man bemüht, sich erst die Stätte zu bereiten, auf der man vielleicht später das Leben genießen konnte. Man wollte einen Staat schaffen und philosophierte weder über den Himmel noch über den Himmel auf Erden, sondern man wollte endlich von aller Philosophie loskommen. Man wollte praktisch werden. Selbst wenn das „Wintermärchen“ ein Thyrsosfang des Sinnenrausches, ein „Hochzeitskarmen“ zur Vermählung der „Jungfrau Europa“ mit dem Genius der Freiheit geworden wäre, in Deutschland hätte man keine Verwendung dafür gehabt. Aber der Dichter hat seine Absicht auch nicht erreicht, sein Lied ist kein Erzeugnis des orgiastischen Taumels. Heine bemerkte das selbst, als es gedruckt vorlag. In einem Brief an Campe äußerte er, daß die Hauptstücke fehlten. „Sie werden sehen, wie es dadurch vollendet sein wird und welcher Nachjubiläum entsteht.“ Zu dieser Umarbeitung kam es leider nicht. In der vorliegenden Fassung erhebt sich das Epos nur selten über das Niveau des Zeitgedichtes. Nur einmal schwingt sich der Dichter zu einer stolzen poetischen Höhe empor, als er mit dem Henker an der Seite durch die öden nächtigen Straßen des alten Köln wandelt und in dem gotischen Dome an den tausendjährigen Gebilden des Aberglaubens, an den heiligen drei Königen, das Strafgericht des befreiten Geistes vollzieht. Sonst behandelt das Gedicht Heines Reise von der belgischen Grenze durch das Rheinland, Westfalen und Hannover nach Hamburg und zerfällt in lauter einzelne Zeitgedichte. Bald spottet der Dichter über das preussische Militär, über den Dombauverein, der die „große Zwingburg“ des Geistes, den Kölner Dom, weiterbaut, bald über das patriotische Gesänge Niklas Beckers, bald über den „hochtoryistischen Edelmann“, den König von Hannover, der es vor Langweile in seiner Residenz nicht aushalten kann, bald über die deutsche Kaiseridee und den Traum von Rotbart im Kyffhäuser. Bei der Durchfahrt des Teutoburger Waldes stellt er sich sehr wichtig die Folgen vor, die der Verlust der Hermannsschlacht für Deutschland gehabt hätte:

In unsrem Vaterland herrschten jetzt
nur römische Sprache und Sitten,

Bestalen gäb' es in München sogar,
die Schwaben hießen Quiriten!

Der Hengstenberg wär' ein Haruspex
und grübelte in den Gedärmen
von Döhsen. Neander wär' ein Augur,
und schaute nach Vögelschwärmen.

Birch-Pfeiffer löffe Terpentin,
wie einst die römischen Damen, —
(man sagt, daß sie dadurch den Urin
besonders wohlriechend bekamen).

Der Raumer wäre kein deutscher Lump,
er wäre ein röm'scher Lumpaciüs.
Der Freiligrath dichtete ohne Reim,
wie weiland Flaccus Horatiüs.

Der grobe Bettler, Vater Zahn,
der hieße jetzt Grobiamüs.
Me hercule! Maßmann spräche Latein,
der Marcus Tullius Maßmanüs!

Die Wahrheitsfreunde würden jetzt
mit Löwen, Hyänen, Schakalen
sich raufen in der Arena, anstatt
mit Hunden in kleinen Journalen.

Wir hätten einen Nero jetzt,
statt Landesväter drei Duzend.
Wir schnitten uns die Adern auf,
den Schergen der Freiheit truzend.

Im nächtigen Wald hält er den „Mitwölfen“ eine feierliche Ansprache, in der er versichert, daß er stets einer der Ihren gewesen und künftig sein werde, daß er sich den Schafpelz nur gelegentlich umgehängt habe, „um sich zu wärmen“. Das ist eine Absage an die politische Haltung der „Lutetia“, ein Verzicht auf den aristokratischen Künstlerstandpunkt des „Atta Troll“ und eine glatte Kapitulation vor den Republikanern. Was Heine in dem „Wintermärchen“ vorbringt, ist so, daß es nur bei der äußersten Linken Zustimmung finden konnte. Das Gedicht ist so scharf wie nur die schärfsten Zeitgedichte, die er den Pariser Flüchtlingsblättern geliefert hatte. Durch den Umgang mit Ruge und Genossen war der

Dichter in das radikale Fahrwasser geraten. Er wollte nicht nur, wie das bei ihm üblich war, nach dem „Börne“ und der „Lutetia“ die Fühlung nach links wiederherstellen, er wollte nicht nur den Republikanern, die ihm diese Werke nicht vergaßen, wieder etwas Angenehmes sagen, sondern er ging mit fliegenden Fahnen in ihr Lager über und machte sich ihre Ansichten über Deutschland zu eigen. Er war durch das Verhalten der preussischen Regierung gereizt, der er schon seit dem Fehlschlag seiner Zeitungspläne grollte. Sie hatte jetzt durch kleinliche Schikanen ihm die Reise erschwert, und Heine war kein Mann, der einen Nadelstich nicht durch einen Dolchstoß vergalt. Das ganze Gedicht ist von der Wut gegen Preußen erfüllt, die am Schluß einen mächtigen Ausdruck in der Drohung gegen Friedrich Wilhelm IV. findet:

Beleid'ge lebendige Dichter nicht,
sie haben Flammen und Waffen,
die furchtbarer sind als Jovis Blitz,
den ja der Poet erschaffen.

Beleid'ge die Götter, die alten und neu'n,
des ganzen Olymps Gelichter,
und den höchsten Jehovah obendrein —
beleid'ge nur nicht den Dichter!

Die Götter bestrafen freilich sehr hart
des Menschen Missetaten,
das Höllenfeuer ist ziemlich heiß,
dort muß man schmoren und braten —

Doch Heilige gibt es, die aus der Glut
losbeten den Sünder; durch Spenden
an Kirchen und Seelenmessen wird
erworben ein hohes Verwenden.

Und am Ende der Tage kommt Christus herab
und bricht die Pforten der Hölle;
und hält er auch ein strenges Gericht,
entschlüpfen wird mancher Gefelle.

Doch gibt es Höllen, aus deren Haft
unmöglich jede Befreiung;
hier hilft kein Beten, ohnmächtig ist hier
des Welterlösers Verzeihung.

Kennst du die Hölle des Dante nicht,
 die schrecklichen Terzetten?
 Wen da der Dichter hineingesperret,
 den kann kein Gott mehr retten —

Kein Gott, kein Heiland erlöst ihn je
 aus diesen singenden Flammen!
 Nimm dich in acht! daß wir dich nicht
 zu solcher Hölle verdammen!

In solchen Fällen folgen wir Heine, gleichgültig ob wir als Politiker ihm beistimmen oder nicht. Die Poesie trägt über die Tagesfragen empor. Sobald der Leser aber zu überlegen anfängt, ob der Verfasser recht hat und ob seine Satire begründet ist, ist der poetische Zauber gebrochen. Wir weilen nicht mehr im Lande der Poesie. Wo die Empörung anfängt, hört die Dichtung auf. Das gilt gewiß für den Schluß des „Wintermärchens“, in dem eine betrunkene Dirne als Verkörperung der Stadt Hamburg auftritt und in einem Nachtstuhl dem Dichter die Zukunft des deutschen Vaterlandes zeigt. Es ist ekelhaft und wird noch ekelhafter, wenn man dazu die Versicherung erhält, daß das Herz des geschmackvollen Verfassers „rein und keusch wie das Feuer“ sei und daß die „edelsten Grazien“ die Saiten seiner Leier gestimmt haben.

Daran kann keine Berufung auf Aristophanes etwas ändern. Heine hat von dem griechischen Komiker nicht viel gewußt. In der „Romantischen Schule“ stellte er ihn als „ritterschaftlichen und olympisch-katholischen“ Reaktionär dem Euripides gegenüber und wiederholte die Phrasen der Romantiker über die Weite seiner Weltanschauung, die seine „scherzenden Tragödien“ tragischer als die der eigentlichen Tragiker mache. Erst nach der Aufführung der „Frösche“ in Berlin scheint er den Griechen gelesen zu haben, und da dessen Stücke vor seinen Augen wie vor denen des Romantikers auf dem Thron Gnade fanden, so nahm unser Dichter geschmeichelt den ihm beigelegten Ehrentitel eines deutschen Aristophanes an und verglich sich selbst gerne mit diesem „Liebling der Komönen“. Gewiß besitzen die beiden Dichter Ähnlichkeit, sowohl in der Süßigkeit ihrer Lyrik wie in der Bitterkeit ihrer Satire und der

ungeheuren Grobheit ihrer Angriffe. Beide hat man als die ungezogenen Lieblinge der Grazien bezeichnet. Aber Heine übersah, was ihn von Aristophanes trennte. Die Komödie des Griechen ist nach ihrer Abstammung und in ihrem innersten Kern phallisches Festspiel mit der Absicht, die Masse der Zuschauer in den orgiastischen Rausch des Feiertages zu versetzen. Heine dagegen spricht zu einem einzelnen Leser, dessen poetische Stimmung in der Absonderung von der Masse, in der geistigen Sammlung besteht. In dem bacchischen Jubel, in den alle seine Stücke ausklingen, reißt Aristophanes jede Schranke nieder, trampelt die bürgerliche Ordnung und Sittlichkeit mit Füßen, denn es soll nichts übrig bleiben als der Freudentaumel des Festes, in dem alle Dissonanzen sich auflösen. Der moderne Künstler verfolgt weder den Zweck noch besitzt er die Mittel des antiken. Durch das Wesen seiner Kunst ist ihm im Gegensatz zu der hellenischen Maßlosigkeit ein gewisses Maß geboten. Wenn Aristophanes die größten Obszönitäten vorbringt, so sind sie durch die Eigenart seiner Komödie gerechtfertigt, und er hat es nicht nötig, ältere Dichter als Schwurzeugen aufzurufen. Heine verweist auf das Vorbild des Griechen, obgleich er ein „blinder Heide“ war, ebenso auf Cervantes und Molière, weil er fühlt, daß seine Unflätigkeiten nicht begründet sind und einer besonderen Deckung bedürfen. Was in der antiken Komödie poetisch zulässig ist, ist in einer modernen Dichtung unzulässig, was dort selbstverständlich, ist hier gemein.

Mit Behagen ist im „Wintermärchen“ alles zusammengetragen, was die Leute in dem damaligen Deutschland verletzen mußte. Selbst gegen Heines bessere Überzeugung. Er wußte längst, daß die Freiheit, sogar die Freiheit, die er meinte, in Frankreich nur ein Schattendasein fristete und nicht mehr unter der blau-weiß-roten Fahne marschierte, er selbst hatte oft genug dargelegt, daß von der Unfähigkeit der französischen Republikaner nichts zu erwarten war. Sogar der gute Geschmack verließ ihn in dieser Dichtung. Die Idee, den Kölner Dom in einen Pferdestall zu verwandeln, ist unsagbar geschmacklos und über den „aristophanischen“ Schluß wäre

jedes weitere Wort zu viel. Wenn er Deutschland erlösen wollte

Von jenem Kamaschenrittertum,
das ekelhaft ein Gemisch ist,
von gotischem Wahn und modernem Lug,
das weder Fleisch noch Fisch ist

so war es gewiß eine verfehlte Taktik, diesen Kampf mit Schmutz und Stinkbomben zu führen. Heine schrieb im Geiste der Pariser Clique, die sich um den dortigen „Vorwärts“ scharte, er wollte ihnen zeigen, daß er ein Wolf war und mit den Wölfen heulte und er wollte den Deutschen zeigen, daß er einen scharfen Stachel zum Stechen besaß. Aber bei allem Witz im einzelnen und bei aller Bissigkeit, mit denen die verschiedenen Erscheinungen vor- genommen werden, ist das „Wintermärchen“ als Satire verfehlt. Es richtet sich gegen ein Deutschland, das, wenn es je bestanden hatte, längst überwunden war, gegen ein Phantasiegebilde, das nur in den Köpfen einiger Pariser Flüchtlinge spukte. Das Gedicht spricht nicht, wie Heine versicherte, „die ganze Gärung unserer deutschen Gegenwart“ aus, sondern es verhöhnt nur „in der fecksten, persönlichsten Weise“ alle diejenigen, die an eine Zukunft Deutschlands glaubten. Eine Satire wird groß durch die Persönlichkeit des Satirikers, durch die Überlegenheit des Subjekts über das Objekt, durch das subjektive bessere Weltbild, das er dem schlechteren, objektiven entgegenstellen kann. Dieser Gegenwert fehlt im „Wintermärchen“, und er allein würde die Satire auch zu einer großen Dichtung erheben. Die Negation wirkt nur ästhetisch, wenn sie im Dienste der Bejahung steht. Als der Tyrann von Syrakus den Staat der Athener kennen lernen wollte, verwies ihn Plato auf die Komödien des Aristophanes. Niemand, der sich ein Bild von dem Deutschland Friedrich Wilhelms IV. machen will, hat damals oder wird heute zu dem „Wintermärchen“ greifen.

Die Dichtung sollte nach der Absicht des Verfassers sofort in Buchform erscheinen. Er wollte den großen Eindruck, die „Furore“, die er voraussah, nicht durch die langsame Herausgabe in einer Zeitschrift abschwächen. Er nahm aber an, daß das Buch niemals

die Zensur passieren würde, obgleich er sich nach seiner eignen Angabe sehr „gezügelt“ und mit Rücksicht auf Campe die schlimmsten Stellen ausgemerzt hatte. So blieb ihm nur die Wahl, das dünne Bändchen durch andere Zutaten auf einundzwanzig Bogen zu bringen und dadurch zensurfrei zu machen, oder es im Ausland, sei es in Paris oder in der Schweiz, drucken zu lassen. Campe fand aber einen sehr milden Zensor, der unter Vermittlung des Stadtsyndikus Sieveking nach einigen nicht sehr eingreifenden Änderungen die Druckerlaubnis erteilte. So konnte das „Wintermärchen“ 1844 sowohl in einem Band mit den „Neuen Gedichten“ wie als Sonderdruck erscheinen. Es traf sich günstig, daß Heine den Druck persönlich überwachen konnte.

Der Familie hatte er eine Wiederholung seines Hamburger Besuches zugesagt. Im April 1844 schwankte er noch, ob er nach Madrid oder London reisen solle, aber, schrieb er an Gustav Kolb, „am liebsten ging' ich wieder auf einige Monate nach Deutschland“. Der Plan wurde im Juli ausgeführt, und zwar diesmal in Begleitung Mathildens. Ihre deutschen Sprachstudien hatten keinen Erfolg gehabt, und so fühlte sich die lebhaft Französin, die zum ersten Male im Ausland weilte, sehr vereinsamt. Auch die Hamburger Verwandten kamen ihr mehr mit Neugier als mit Liebe entgegen, und bei den heillosen Skandalgeschichten, die über Heines Ehe verbreitet waren, ist das begreiflich. Sie machte keinen besonderen Eindruck, und ein Verhältnis zwischen diesen Menschen, die zwei verschiedenen Welten angehörten, wollte sich nicht einstellen. Alle Beteiligten waren froh, als sich nach wenigen Wochen ein schieklicher Vorwand bot, die Pariserin nach Hause zu schicken. Nur der Dichter litt schwer unter der Trennung. Ihm bangte, die ungewandte Frau allein reisen zu lassen, und ihm bangte noch mehr, sein „armes Lamm in der Hauptstadt der Werwölfe“ ohne Schutz zu wissen. Er schrieb seiner „Monotte“ beinahe jeden zweiten Tag und war glücklich, wenn er von der Schreibfaulen in ihrer schlechten Orthographie und ungelenkem Stil dann und wann ein kurzes Lebenszeichen erhielt. So schreibt er ihr am 27. August unter

anderem: „Bei dem bloßen Anblick deines Briefes jauchzte mein Herz, ich trällerte, ich tanzte und ich ging ins Theater, um mich an Gesang und Tanz zu ergötzen. Man gab ‚Die Stumme‘, und ich verschlang vier Akte davon. Ob gut gespielt wurde, weiß ich nicht, denn ich war so beschäftigt mit meinen Gedanken, daß ich des Stückes vollständig vergaß — ich dachte nur an dich, meine arme Freundin, die eine so gefährvolle Überfahrt gehabt, die so schrecklich von dem nichtsnutzigen Neptun herumgerüttelt worden, der durchaus nicht galant gegen hübsche Frauen ist, der alte Nichtsnutz von Heidengott, an welchem ich mich durch ein Spottgedicht rächen werde. Der verrückte Bösewicht! sich an Nonotte, meinem armen Lamm, zu vergreifen!“ Beständig ermahnt er sie, sich möglichst still in ihrer Pension zu verhalten, die sie wie bei seiner vorjährigen Abwesenheit bezogen hatte. Seine Eifersucht ist so groß wie seine Liebe. Er wiederholt dieser Frau, mit der er bald ein Jahrzehnt zusammenlebte, in jedem Brief, daß er sie bis zum Wahnsinn liebe, daß er nur für sie lebe und daß er erst durch die Trennung fühle, wie eng sie beide zusammengehören. Sie übte eine ungeheure Macht über seine Sinne und durch die Sinne über sein Herz aus.

Ihre Anwesenheit hatte von Anfang an einen Mißklang in den zweiten Hamburger Besuch gebracht. Der Dichter fühlte sich nicht so behaglich wie das erstemal. Auch seine Gesundheit war schlecht. Er litt viel an Kopfschmerzen und auch die Lähmung des Auges machte sich wieder bemerkbar, so daß er tagelang nicht lesen und schreiben konnte. Dazu kam, daß der Dinkler Salomon krank war und mit seiner unwirschen Laune die gesamte Familie in Schrecken hielt. Trotzdem blieb Heine bis zum Oktober. Er hatte mit der Korrektur seiner Gedichte reichlich zu tun und war bemüht, dem „Wintermärchen“ einen guten Empfang in der Öffentlichkeit zu bereiten. Er fürchtete „für das Buch die Verfehrung der Presse“ und er sah voraus, daß sein „nicht nur radikales und revolutionäres, sondern auch antinationales Opus“ eine schlechte Aufnahme finden würde, da die Presse, wie er schreibt, „entweder in Händen der Autoritäten oder der Rationalen steht und von unpolitischen Feinden,

von rein literarischen Schuften, unter allerlei Marken zu meinem Schaden ausgebeutet werden kann". Detmold sollte einen „bedeutenden Artikel“ für den „Hamburger Korrespondenten“ verfassen, auf den der Dichter besonderen Wert legte, Marx im Pariser „Vorwärts“ dort für einen guten ersten Eindruck sorgen. Beide erfüllten ihre Aufgabe, wenn auch Detmolds Rezension nicht „bedeutend“, sondern nur lobend ausfiel. Auch mit der tadelnden Kritik der „Allg. Zeitung“ war Heine zufrieden, da sie wenigstens die Aufmerksamkeit auf das Buch lenkte und die Lektüre förderte. Sonst freilich wurde das „Wintermärchen“ abgelehnt, soweit es überhaupt besprochen wurde. Der Absatz wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Die poetischen Werke Heines fanden stets ein dankbares Publikum, und die unerhörte Keckheit des kleinen Epos mußte in jener Zeit einer erregten politischen Gärung besonderes Interesse wecken.

Heine rüstete sich zur Abreise, „beängstigt durch einen Wind von oben“. Er schrieb an Marx nach Paris. „Ich habe nicht Lust, auf mich fahnden zu lassen, meine Beine haben kein Talent, eiserne Ringe zu tragen, wie Weitling sie trug. Er zeigte mir die Spuren. Man vermutet bei mir größere Teilnahme am ‚Vorwärts‘, als ich mich deren rühmen kann.“ Weitling war von Haus Schneider gewesen, wurde dann als überzeugter Kommunist Agitator und Schriftsteller und hatte wegen einer sozialistischen Broschüre, wie Strodtmann berichtet, in der Schweiz schwere Verfolgungen erduldet, hatte dann mit Ketten belastet zu Magdeburg in einem preussischen Kerker gefessen und war damals unter polizeilicher Eskorte nach Hamburg gebracht worden, um nach England abgeschoben zu werden. Heine lernte ihn dort kennen, aber das aufdringliche Wesen, das selbstgefällige Halbwissen dieses Volkstribunen, der sich ihm als Kollege vorstellte, vor allem aber der „gänzliche Mangel an Respekt, den der Burche an den Tag legte“, stießen Heine ab. Der Dichter schwärmte sehr für die bürgerliche Gleichheit, d. h. in dem Sinne, daß er jedem, nicht aber, daß jeder ihm gleich sei. Weitlings Schicksal machte Eindruck auf ihn. Er traute sich selber nicht das geringste Talent zum politischen Märtyrer zu.

Die Wetterwolken zogen sich damals drohend über dem Pariser „Vorwärts“ zusammen, und es ist schon denkbar, daß sich der Verfasser der „Lobgesänge auf Ludwig I.“ und des „Kaisers von China“ sowie anderer Gedichte gegen Friedrich Wilhelm IV. mit Recht in Deutschland nicht sicher fühlte, nicht einmal auf dem Gebiet der freien Hansestadt Hamburg. Der König selbst bewies zwar eine unverwüßliche Vorliebe für Heines Gedichte, selbst für die ärgsten Spottverse auf Preußen, aber von seinen weniger kunstfönnigen Ministern konnte man schon einen Übergriff auf den Boden der Elberepublik erwarten. Das Erscheinen des „Wintermärchen“ trug nicht dazu bei, die Lage des Verfassers zu verbessern. So nahm er Abschied von den Seinen. Zum letztenmal! Weder die Mutter noch Deutschland sollte er wiedersehen. Um nicht mit der preußischen Polizei in unliebsame Berührung zu kommen, wählte er den Seeweg nach Amsterdam. Die Strecke nach Paris konnte er teilweise schon mit der Eisenbahn zurücklegen. Eine neue Zeit war angebrochen!

Am 14. Oktober war er wieder mit Mathilde vereint. Als Entschädigung für die lange Trennung kaufte er ihr ein „wunderprächtiges Stammbuch, ein Album, wie sie es sich längst gewünscht“, in das er die bekannten Verse einzeichnete:

Hier, auf gewalkten Lumpen, soll ich
mit einer Spule von der Gans
hinkriegeln ernsthaft halb, halb drollig,
verfäßigten Firtlesanz —

Ich, der gewohnt mich auszusprechen
auf deinem schönen Rosenmund,
mit Küßsen, die wie Flammen brechen
hervor aus tiefstem Herzensgrund!

O Modewut! Ist man ein Dichter,
quält uns die eigne Frau zuletzt,
bis man, wie andre Sangeslichter,
ihr einen Reim ins Album setzt.

(I, 410.)